

Sonderdruck aus:

**Zeitschrift für
Literaturwissenschaft und Linguistik**

Gefördert aus Mitteln der Universität Gesamthochschule Siegen

Heft 100

Epoche

Herausgeber dieses Heftes:

Wolfgang Klein

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart • Weimar

Wolfgang Klein

Das Vermächtnis der Geschichte, der Müll der Vergangenheit

oder: Wie wichtig ist zu wissen, was die Menschen früher getan oder geglaubt haben, für das, was wir jetzt tun oder glauben?

Époque (griech. »Anhaltung, Haltepunkt«), in der Chronologie ein Zeitpunkt, mit welchem eine neue Zeitrechnung oder Ära anhebt; in der Geschichte überhaupt ein wichtiger Moment, mit dem ein Umschwung in der geschichtlichen Entwicklung beginnt [...] Fälschlich wird E. oft gleichbedeutend mit Zeitraum. Periode gebraucht.

Meyers Konversations-Lexikon (5.) 1894

1. Einleitung

Eine Epoche in der Sprachwissenschaft ist die Begründung des Strukturalismus durch Ferdinand de Saussure vor rund achtzig Jahren. Man weiß nicht, wann genau diese Epoche anzusetzen ist, denn Saussures Hauptwerk, der *Cours de linguistique generale* (1916), ist nach seinem Tode aus Vorlesungsnachschriften zusammengestellt worden. Auch finden sich manche seiner Ideen bei anderen, früheren Sprachwissenschaftlern, und Saussure hat sie nur in die Form gebracht, in der sie später Gemeingut zumindest des klassischen Strukturalismus geworden sind. Die Erkenntnis, daß man, wenn man von »Sprache« redet, ganz verschiedene Dinge meinen kann - die menschliche Sprachfähigkeit überhaupt, die uns von allen anderen Lebewesen unterscheidet, die einzelne Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt, die konkrete Hervorbringung zu bestimmten kommunikativen Zwecken - stammt nicht von Saussure: die meisten Sprachwissenschaftler vor ihm haben sie in dieser oder jener Form gehabt; aber seine terminologische Unterscheidung zwischen *langage*, *langue*, *parole* ist besonders griffig, und so wird diese Idee gern ihm zugeschrieben. Einen Gedanken jedoch hat keiner vor ihm in dieser Entschiedenheit formuliert, eben den Grundgedanken des Strukturalismus - daß nämlich Einzelsprachen wie das Französische, Deutsche, Englische in sich geschlossene Systeme bilden, deren einzelne Bestandteile durch wechselseitige Relationen definiert sind. Die Sprache, in den Worten seines bedeutendsten Schülers Meillet, ist »un système ou tout se tient«, ein Gespinnst von strukturellen Beziehungen. Ein solches System, eine solche Struktur kann man nur sinnvoll definieren, wenn man von seiner historischen Entwicklung absieht: das Französische von 1916 ist »un système ou tout se tient«, das

Französische von 1600 oder 1200 ein vielleicht verwandtes, aber strukturell doch ganz anderes System. Es gibt eine synchrone und eine diachrone Betrachtungsweise in der Sprachwissenschaft, aber der eigentliche Gegenstand ist das synchrone System, nicht seine diachrone Entwicklung: »la linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même.« Es ist fraglich, ob dieser Satz, der letzte des *Cours*, in dieser Form von ihm stammt, aber in ebendieser Form wurde er als Leitgedanke Saussures verstanden, und so hat er seine Wirkung entfaltet.

Sicher hat jedes System seine Geschichte, es ist das Ergebnis von Entwicklungsprozessen, die zu untersuchen interessant ist. Saussure war seiner ganzen Ausbildung nach ein historischer Sprachwissenschaftler, und ein großer Teil des *Cours* gilt Fragen der Diachronie. Aber wenn man das System verstehen will, muß man zuschauen, wie es jetzt ist - welches seine elementaren Bestandteile sind und in welchen Relationen diese zueinander stehen. Wie immer man Saussures Originalität einschätzt - diese Vorstellung ist ein radikaler Bruch, eine Epoche. Sie markiert den Beginn der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Gerade drei Jahrzehnte zuvor noch hatte Hermann Paul, der bedeutendste Sprachtheoretiker des 19. Jahrhunderts, geschrieben: »Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen.« Dieses Wort findet sich in der Einleitung zur zweiten Auflage seines Hauptwerks, der *Prinzipien der Sprachgeschichte* (Halle 1886. S. 19). Hermann Paul wollte damit keineswegs sagen, man solle lediglich die älteren Sprachstufen untersuchen und die Gegenwartssprache - die synchrone Perspektive - aus der Betrachtung ausklammern oder auch nur als marginal ansehen. Ebenso wie ein großer Teil des *Cours* sich mit der Sprachentwicklung befaßt, ist ein großer Teil der *Prinzipien* der (damaligen) Gegenwartssprache gewidmet. Paul meinte vielmehr, man könne die Sprache der Gegenwart nicht verstehen, wenn man nicht ihre Entwicklung betrachtet. Das Deutsche seiner Zeit hat beispielsweise eine bestimmte dialektale Gliederung, und die einzelnen Dialekte wie auch die Standardsprache haben bestimmte lautliche oder syntaktische Eigenschaften. Diese sind das Produkt historischer Vorgänge, und wenn man über das bloße Auflisten von Einzelercheinungen hinausgehen und ihren inneren Zusammenhang erfassen will, muß man in die Geschichte gehen. Erst so wird die Beschäftigung mit der Sprache zu einer wirklich wissenschaftlichen: sie sagt uns nicht nur, was der Fall ist, sondern auch, warum es so ist und nicht anders:

Was man für eine nichtgeschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden, wenn auch vielleicht ohne sich klar darüber zu sein (Paul 1886. S. 19f.)

Die Paulsche und die Saussuresche Betrachtungsweise unterscheiden sich nicht im Gegenstand der Untersuchung: Sowohl die Sprache in ihrem gegenwärtigen

Zustand wie die Sprache in ihrer historischen Entwicklung. Synchronie wie Diachronie liegen in ihrem Fragenbereich, beide sollen untersucht werden. Der Unterschied liegt vielmehr darin, wo man die *Erklärungen* sucht - in der Geschichte oder in der Struktur. In der Sprachwissenschaft hat die Saussuresche Betrachtungsweise obsiegt. Eine wissenschaftliche Analyse der deutschen Syntax sucht nicht herauszufinden, wie diese entstanden ist, obwohl sie natürlich so ist, wie sie ist, weil sie das Produkt einer bestimmten historischen Entwicklung ist. Eine wissenschaftliche Analyse sucht vielmehr in möglichst allgemeiner und möglichst präziser Form die Gesetzmäßigkeiten zu bestimmen, denen diese Syntax gehorcht und denen vielleicht jegliche Syntax gehorcht, denn die Gesetzmäßigkeiten des Deutschen sind vielleicht nur ein spezieller Fall ganz allgemeiner Prinzipien, die alles Sprachliche bestimmen. Diese allgemeinen Gesetzmäßigkeiten sind es, die über die deskriptiven Fakten hinausführen und die Grundlage aller Erklärungen bilden. Dies ist nicht anders als in der Biologie oder der Physik, in der etwas zu erklären heißt, es auf zusehends allgemeinere Prinzipien zurückzuführen. Um zu erklären, weshalb man im Deutschen sagen kann *Den Strukturalismus hat Saussure begründet* und *Saussure hat den Strukturalismus begründet*, nicht aber *Saussure den Strukturalismus hat begründet*, würde man sagen, daß es im Deutschen - anders als im Englischen oder im Italienischen - eine allgemeine Regel gibt, die besagt, daß im deklarativen Hauptsatz genau eine Hauptkonstituente im Vorfeld steht. Daß dies im Deutschen so ist, hat historische Gründe; aber niemand wurde den Verweis auf die diachrone Entwicklung als Erklärung akzeptieren. Es ist so, weil es so war und dann halt so geworden ist - das ist keine wirkliche Erklärung, genausowenig wie man es in der Biologie als Erklärung für die grüne Farbe eines Blattes akzeptieren würde, wenn jemand sagte, daß der Strauch immer schon solche Blätter hatte.

In andern Bereichen der wissenschaftlichen wie der alltäglichen Erkenntnis ist dies anders. Die Idee, man könne die Gegenwart aus der Vergangenheit erklären, ist offenbar eine sehr natürliche. Gelegentlich hat sie kuriose Seiten, wie etwa in »etymologischen Erklärungen« bestimmter Eigenschaften einer Person oder Sache:

Von Sanct Nicolaus Nicolaus kommt von nicos, das ist Sieg, und laos, das ist Volk, und heißt also: ein Überwinder des Volks, nämlich aller Untugenden, die gewöhnlich und gemein sind. Oder er heißt Sieg des Volks, weil er viele Völker durch Ermahnung und Beispiel gelehrt hat, wie sie die Untugenden sollen überwinden. Oder Nicolaus kommt von nicos, Sieg, und laus, Lob: sieghaftes Lob. Oder es kommt von nitor, Glanz, und laos, Volk: Glanz des Volks; denn in ihm war das, was rein und glänzend macht. (Jacobus von Voragine, *Legenda Aurea* [1984, S. 26])

Wir sind eher geneigt, diesen schönen Einklang von Namen und Taten für einen Zufall zu halten als für einen Ausdruck tiefer kausaler Verhältnisse. So weit reicht unsere Vorstellung vom Determinismus der Entwicklung nicht. Aber wenn man hört, daß sich das Wort *Ehe* von einem Wort herleitet, das auf gotisch *aivs* hieß und »Ewigkeit« bedeutete - es ist dasselbe Wort wie griechisch *aion* und lateinisch *aevum* -, so ist man leicht geneigt, mehr darin zu sehen als in

bloßes etymologisches Faktum: *eigentlich* bedeutet die Ehe ja etwas »Ewiges«. Immerhin, man würde nicht gerade behaupten, daß dies ein sonderlich zwingender Schluß ist; er taugt vielleicht in einer Sonntagspredigt, aber nicht als rationales Argument in der Wissenschaft oder bei der Diskussion der Scheidungsgesetze. Aber die Vorstellung, daß sich die Gegenwart aus der Vergangenheit erklärt, daß die Kenntnis der Vergangenheit mehr ist als die Kenntnis der Vergangenheit, daß sie für unser gegenwärtiges Erkennen und Handeln wesentlich, ja unabdinglich ist, diese Vorstellung ist weit verbreitet. In vielen Fällen ist sie ebenso selbstverständlich wie unerschütterlich. Ich hege sie auch. Aber manchmal beschleicht einen der Verdacht, daß diese Vorstellung einfach eine Täuschung sein könnte, in der man seit langem gerne befangen ist und von der man sich frei machen muß. Vielleicht wird künftigen Generationen die »diachrone Theorie der Erklärung« so rührend und so komisch vorkommen wie uns die etymologischen Erklärungen des Jakobus von Voragine. Dieser nagende Verdacht hat den Anlaß zu diesem Aufsatz gegeben.

2. Zwei Einstellungen zum geistigen Vermächtnis

Those who cannot remember the past are condemned to
fulfill it. George Santayana

History is bunk. Henry Ford

Seit langem sammle ich alte Bücher. Eines meiner liebsten ist eine sehr frühe gedruckte Ausgabe der *Institutiones grammaticae* des Priscian. erschienen 1496 zu Venedig. Es ist dies ein bedeutendes Buch. Das gesamte abendländische Geistesleben von den Römern bis in die Neuzeit beruht auf der Kenntnis einer Sprache, des Lateinischen, die über die längste Zeit niemandes Muttersprache war: Sie wurde ausschließlich nach Büchern gelehrt und aus Büchern gelernt - dem Priscian oder dem (freilich viel kürzeren und oberflächlicheren) Donat. Es gibt über tausend Handschriften des Priscian. und meine Ausgabe, wiewohl kaum vierzig Jahre nach Erfindung des Buchdrucks erschienen, ist bereits die zehnte oder elfte.

Über mehr als tausend Jahre waren die *Institutiones* der Schlüssel zum Eingangstor der Bildung, zum abendländischen Geistesleben. Aber nicht nur deshalb ist sie neben dem Donat das einflußreichste Werk eines Sprachwissenschaftlers, das je geschrieben wurde. Sie ist bis heute für das Denken der Sprachwissenschaftler prägend, denn auf sie gehen die meisten der Kategorien und Begriffe zurück, in denen wir nach wie vor die Grammatiken der unterschiedlichsten Sprachen beschreiben - Nomina. Verba. Pronomina und so weiter. Jeder kennt diese Wortklassen, sie werden in der Sprachwissenschaft nach wie vor verwendet, fürs Lateinische, für das sie gedacht waren, ebenso wie für das Hebräische. Chinesische oder das Mohawk, für das sie nicht gedacht waren. Priscian

war kein origineller Geist, er hat sich diese Unterscheidungen nicht selber ausgedacht, sondern sie von anderen, bedeutenderen Denkern übernommen - Aristoteles, den Stoikern. Dionysios Thrax: Er war vor allem ein Kompilator, oftmals ein ziemlich wirrer. Aber in der von ihm gewählten Form hat die am Beispiel des Griechischen und Lateinischen entwickelte Vorstellung von Grammatik die Jahrhunderte überdauert und ist uns selbstverständlich geworden, so selbstverständlich, daß nur sehr selten bezweifelt wird, daß das *Twi*, das *Oneida* oder das *Tagalog* gleichfalls *Nomina* und *Verben* und *Adjektive* und *Präpositionen* haben. Vielleicht ist dies ja auch so. Vielleicht ist es aber auch so, daß, wenn wir von den *Verben* des Chinesischen reden, es nicht anders ist, als wenn wir den *Reis* die *Kartoffel* des Chinesen nennen. Die chinesische *Kartoffel* ist zwar viel kleiner und weiß und wächst nicht unter der Erde, das chinesische *Verb* wird nicht nach *Tempus*. *Numerus* oder *Genus verbi* flektiert, aber sonst ist es ganz genauso, oder doch jedenfalls irgendwie so ähnlich. Wir nehmen eine Begrifflichkeit, die unserer Tradition entstammt, und wenden sie auf etwas anderes an, und das Ergebnis wird schon nicht ganz falsch sein.

Meine Ausgabe des Priscian ist auch ein schönes Buch. Das Papier, wiewohl nun bald fünfhundert Jahre alt, ist fest und dick und fast wie neu. Die meisten Bücher, die vor hundert Jahren gedruckt wurden, oder eine Zeitung, die vor zehn Jahren gedruckt wurde, sind braun und brüchig; man kann sie kaum anfassen, und mag es auch gar nicht. Das liegt an der Säure, mit der die Zellulose aus dem Holz gewonnen wurde, wenn das Papier denn nicht überhaupt Holzschliff enthält. Altes Papier besteht auch aus Zellulose, aber die wurde ohne Säure aus Hadern gewonnen, langsam und mit großer handwerklicher Sorgfalt. Zuerst mußten die gesammelten Lumpen sortiert werden, denn Wolle eignet sich nicht zur Zellulosegewinnung. Dies wurde, da keine körperlich schwere Arbeit, meist von Frauen und Kindern gemacht. Früher haben sich die Leute selten gewaschen, erst recht haben sie keine alten Kleider oder Lappen gewaschen, und starteten die angesammelten Lumpen vor Dreck. Blut, Rotz, Unrat, verfaulten und verschimmelten Essensresten. Krankheitskeimen, die zunächst einmal mit dem Messer weggeschabt wurden. Deshalb sind die Lumpenleute meist früh gestorben. Die aussortierten pflanzlichen Lumpen wurden zerschnitten, zermahlen, wiederholt eingeweicht, zerstampft, bis sich der Zellulosebrei gebildet hatte. Der wässrige Zellulosebrei wurde mit verschiedenen Chemikalien wie Knochenleim oder Kalk angereichert und dann von Hand mit großen Drahtsieben aus Butten geschöpft, zwischen Filze gepreßt und schließlich getrocknet. Dies ist eine relativ anstrengende Arbeit, sie wurde durchweg von Männern gemacht, etwa fünfzehn Stunden am Tag. Nach ein Paar Tagen im Kalkwasser fängt die Haut an zu quellen, selbst wenn man sie mit Talg einfettet, und nach ein paar Wochen fallen die Fingernägel ab. Aber das Papier ist fest und schön, und es hält jahrhundertlang.

Nicht nur das Papier ist schön, auch der Druck ist makellos und ausgewogen. Man hat oft gesagt, daß Gutenberg, als er die Schwarze Kunst erfand, nicht hinter die Qualitätsmaßstäbe von Manuskripten zurückfallen wollte, ja durfte.

wenn seine Erfindung sich behaupten wollte. In Wirklichkeit sind Drucke aus der Inkunabelzeit oft handwerklich viel vollkommener als gleichzeitige Erzeugnisse von Schreibstuben. Ich glaube, Gutenberg wollte eine Technik entwickeln, die nicht nur mehr, sondern auch Besseres herzustellen erlaubte. Der Fortschritt sollte nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer sein, und wenn rechter Gebrauch von seiner Kunst gemacht wird, ist er dies auch. Gutenbergs Verdienst liegt ja, im Gegensatz zu einer populären Vorstellung, nicht in einer genialen Idee, der Idee nämlich, mit einzelnen wiederholten Lettern zu drucken. Diese Idee hatten wahrscheinlich viele vor ihm, und Modeln und Punzen gab es zuvor. Gutenbergs Leistung, sicher die bedeutendste technologische Leistung eines einzelnen in der Geschichte der Menschheit, liegt vielmehr darin, eine Fülle schwierigster technischer Probleme gelöst zu haben, von der Entwicklung des Gießinstrumentes bis zur Wahl der Tinte, die sich am besten zum Drucken eignet. Die Lösungen, die er im Verlaufe weniger Jahre gefunden hat, waren so perfekt, daß sie über Jahrhunderte Bestand hatten; im Grunde hat sich an der Druckkunst bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts, bis zur Erfindung der Schnellpressen, nichts wesentliches geändert. Zu Gutenbergs Lösungen zählt auch die Wahl eines geeigneten Metalls, aus dem die Lettern hergestellt werden, eine Mischung aus Blei, Antimon und Zinn. Diese Legierung ist in vielerlei Hinsicht optimal, nur nicht für den Setzer, denn Blei ebenso wie Antimon sind giftig, und wenn man die Lettern über Jahre hinweg von Hand in den Winkelhaken legt, ist das Metall nicht mehr von den Händen zu entfernen. So bekommt man denn nach einer Weile unweigerlich die Symptome der Bleivergiftung. Aber bis dahin hat der Setzer langsam und mit Sorgfalt viele vollkommene Seiten geschaffen, die uns noch nach Hunderten von Jahren erfreuen können.

Die *Institutiones* des Priscian von 14% sind ein kostbares Vermächtnis der Vergangenheit. Sie sind ein geistiges Vermächtnis, für jeden, der sich für die abendländische Bildung interessiert, und für den Sprachwissenschaftler im besonderen, denn es hat, vielleicht ohne daß er dies weiß, sein Denken über die Grammatik geprägt. Sie sind ein materielles Vermächtnis, ein frühes Zeugnis einer vollkommen gehandhabten Kunst. Die Mühsal und das Leid derer, die es geschaffen haben, sind vergessen, sie haben uns nur das Erzeugnis ihrer Mühsal und ihres Leids hinterlassen, und dieses Erzeugnis ist schön. Unser Vermächtnis an die Nachwelt wird hingegen eher Müll sein, kurzfristiger Müll wie Asbestbauten, langfristiger wie radioaktive Abfälle. Nun soll man es nicht übertreiben, die meisten materiellen Produkte unseres Wirkens werden in 500 Jahren verschwunden sein, so wie das meiste aus dem Jahre 1496 heute verschwunden ist. Aber ich weiß nicht, ob es im Jahre 2500 noch vieles aus dem Jahre 1995 gibt, über das sich jemand so freut wie ich über einen Priscian von 14%. Auf jeden Fall aber haben uns unsere Vorfahren wenig Müll hinterlassen.

So sicher ist dies freilich nicht. Es gilt für ihr materielles Vermächtnis, aber wer sagt uns, daß wir nicht auf einer geistigen Müllhalde sitzen, den unsere Vorfahren im Laufe vieler Jahrhunderte aufgetürmt haben und auf dem wir uns nun eingerichtet haben, ohne es zu merken? Damit sind wir nun, auf vielleicht etwas

umständliche Weise, bei dem Gedanken angelangt, den ich hier diskutieren will. Santayana hat nur in seinem oben als Motto zitierten Satz in besonders plastischer Form gesagt, was wir alle gern glauben: Wir leben von der Geschichte, wir müssen uns dankbar das geistige Erbe der Vergangenheit aneignen und es fortführen. Es ist unsere Geschichte, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, ein geschichtsloser Mensch ist eigentlich kein Mensch, sondern eine besondere Spielart von Alzheimer-Patient, usw. usw. Dies zu bestreiten, heißt zunächst einmal, das Offenkundige zu bestreiten.

Eine der merkwürdigsten Tatsachen in dem furchtbaren Krieg, der nun seit Jahren das frühere Jugoslawien verheert, ist der Umstand, daß Serben. Kroaten. Moslems viele viele Jahre friedlich zusammengelebt haben, oft Haus neben Haus, im selbem Sportverein, in derselben Schule, in derselben Kinderkrippe. Was plötzlich wieder erwacht ist, vielleicht mit Absicht geweckt wurde, ist das *historische Bewußtsein*, das Bewußtsein, zu einer bestimmten Gruppe zu gehören, die immer schon der Feind einer anderen Gruppe war. der vielleicht in der Vergangenheit furchtbares Unrecht angetan wurde, die einst die anderen glorreich besiegt hat. Es ist die Kenntnis der Vergangenheit, die die ethnische oder nationale Identität konstituiert. Das wird gerne als etwas Schönes und Positives gesehen. Würden die Serben und die Kroaten nichts von dieser Vergangenheit, so würden sie wohl nach wie vor friedlich zusammenleben. Sicher ist die Kenntnis der Vergangenheit nur einer der vielen Faktoren, die zu Zwist und Krieg, zu dauernder Blutrache im familiären Kreis und zu wechselseitigen Massakern im größeren Umkreis führen, noch gar muß sie unbedingt diese Folge haben. Aber wer die Geschichte nicht kennt, braucht kein vergangenes - eingebildetes oder wirkliches - Unrecht zu verzeihen. Wer die politische Geschichte der Völker studiert, wäret über weite Strecken durch eine Kloake, auch wenn er dies nicht immer bemerken mag. Wenn er es aber bemerkt, dann mag er sich betroffen fühlen, und wenn ja. dann mag ihn dies in seinem Denken und Handeln beeinflussen oder nicht.

In diesem Aufsatz will ich mit der von der Kürze gebotenen Oberflächlichkeit zwei Fragen diskutieren: *Wie beeinflusst historisches Wissen unser Erkennen? Wie beeinflusst historisches Wissen unser Handeln?* Das sind große Fragen, und es wäre töricht zu glauben, man könne hier mehr als ein paar Anmerkungen dazu machen. Auch haben sie bereits große Antworten gefunden. Schiller. Nietzsche kommen gleich in den Sinn, fast alle bedeutenden Historiker haben sich gelegentlich dazu geäußert. Damit konkurrieren zu wollen, und dies in einem Essay von ein paar Seiten, ist eine Anmaßung. Wenn ich es trotzdem hier tue. dann aus zwei schlichten Gründen. Was bei fast allen Äußerungen bedeutender und bedeutendster Gelehrter über den Sinn historischen Wissens für das Leben und Erkennen der Lebenden auffällt, ist zunächst einmal, daß sie. jedenfalls für mich, gewöhnlich den Charakter von Sonntagsreden haben. Sie sind sehr tief sinnig, gelegentlich etwas pathetisch, oft auch schön formuliert, aber irgendwie an den tatsächlichen Fragen des Lebens und Erkennens vorbei. Sie sind sehr ernst gemeint, aber letztlich nimmt sie kaum jemand ernst. Man hört

es sich an. liest es mit Interesse und stimmt vielleicht auch gerne zu, und dann geht man nach Hause und lebt wie zuvor. Da muß man doch die einfältige Frage stellen, ob diese bedeutenden Ausführungen nicht bloße Rhetorik sind. Und zum andern sind dann doch alle überzeugt, daß es im Grunde nur einen Nutzen, nicht aber einen Schaden der Historie für das Leben gibt, und die, die es hören oder lesen, glauben es auch: Wir sind alle zunächst einmal »gv-positiv« - sich das geistige Vermächtnis der Vergangenheit anzueignen, ist etwas Gutes, ja Unabdingliches. Gibt es eigentlich ernsthafte Argumente für die Gegenposition? Nichts, was einem so auf Anhieb einfiel. Aber gibt es denn ernsthafte Argumente dafür? Verstehen wir wirklich mehr und besser, wie alles ist, wenn wir wissen, wie alles gekommen ist? Ist es wirklich hilfreich zu wissen, wie die Menschen früher gedacht und gehandelt haben, wenn wir denken und handeln? Wenn es so ist, ist es immer so. oder gibt es auch den umgekehrten Fall, oder ist es in der Regel einfach irrelevant?

Ich weiß auch nicht, ob es einen Schaden der Historie für das Leben gibt. Aber es scheint mir der Mühe wert, diese Möglichkeit einmal zu betrachten, die Möglichkeit, daß wir uns, wenn wir uns das geistige Vermächtnis der Vergangenheit aneignen, in einem Asbesthaus einrichten. Dies ist ein sehr unerfreulicher Gedanke, und mancher wird das Empfinden haben, daß ihm hier in die Suppe gespuckt wird. Deshalb will ich meinen Überlegungen zwei Bemerkungen vorausschicken. Beide sind eigentlich trivial, aber manchmal ist es auch sinnvoll, an Trivialitäten zu erinnern.

Es ist eines, sein Wissen zu mehren, und ein anderes, ob dies von Nutzen oder von Schaden ist. Dies gilt für das historische Wissen wie für jedes andere. Ich habe mir im Laufe der Jahre gewisse Kenntnisse über die Geschichte des Buchdrucks angeeignet, weil mich dies interessiert und weil es mir eine Freude ist. Einen Nutzen oder Schaden kann ich darin nicht sehen. Andere interessieren sich für die Geschichte der Physik oder die Vernichtung der chinesischen Landbevölkerung durch die Mongolen oder die Jesuitenmission in Paraguay oder die Hugenottenvertreibung oder die Befreiung der Indonesier von der niederländischen Kolonialherrschaft. All dies ist legitim und sinnvoll und steht hier nicht zur Debatte. Hier geht es nicht darum, ob man Geschichtsforschung gleich auf welchem Gebiet und auf welchem Niveau treiben soll. Gibbon und Ranke oder Bouvard und Pécuchet, sondern darum, ob die Aneignung des geistigen Vermächtnisses grundsätzlich von Nutzen ist: Hilft es uns, die Welt besser zu erkennen, hilft es uns, besser zu handeln, wenn wir mehr über die Vergangenheit wissen?

Zum andern habe ich zu diesen Fragen auch eine ausgeprägte emotionale Einstellung - und die ist gv-positiv. Der Gedanke, das geistige Vermächtnis der Geschichte sei eigentlich der Müll der Vergangenheit, oder zumindest durchsetzt mit dem Müll der Vergangenheit, ist mir ein höchst unerfreulicher, unerfreulich wie denn überhaupt der Gedanke, auf einem Müllberg, über einer Kloake zu leben, deren Gestank man gar nicht mehr bemerkt, weil man schon immer da lebt. Aber eines ist die emotionale Einstellung und ein anderes sind nuch-

terne Überlegungen, die man dazu anstellen kann und die möglicherweise zu Schlüssen führen, die zur emotionalen Einstellung im Widerspruch stehen und die man dennoch nicht abweisen kann. Manche freilich können es ganz leicht, und ich bin überzeugt, daß allein das Aufwerfen dieser Fragen nicht wenige empört.

Im folgenden betrachte ich die erste Frage - nutzt oder schadet historisches Wissen unserer gegenwärtigen Erkenntnis? - am Beispiel der beiden Disziplinen, die sich im Titel dieser Zeitschrift finden, der Linguistik und der Literaturwissenschaft. Kann der Linguistik bei der Lösung seiner Aufgaben von der Lektüre Priscians profitieren, oder sollte er nicht vielmehr versuchen, das, was ihm indirekt über die Tradition an Priscianischen Auffassungen vermittelt wurde, möglichst auszuradieren? Ist der Literaturwissenschaftler, der eine Stelle bei Goethe deuten will, gut beraten, möglichst viele historische Fakten über Goethe zu akkumulieren? Offenkundig stellen sich diese Fragen nach dem möglichen Nutzen des historischen Wissens für die einzelnen Disziplinen ganz unterschiedlich; deshalb beginne ich mit ein paar Bemerkungen zu einer dritten, der Physik. Die zweite Frage ist die nach dem Nutzen oder Schaden historischen Wissens für unser gegenwärtiges Handeln. Diese Frage will ich am Beispiel »der« Geschichte schlechthin behandeln - der politischen Geschichte. Was nutzt oder schadet es dem Staatsmann, dem Staatsbürger, zu wissen, wie zu früheren Zeiten Staatsmänner oder Staatsbürger gehandelt haben?

3. Vom Nutzen vergangenen Wissens für das gegenwärtige Erkennen

3.1 Ein Fall guter Reststoffverwertung: die Physik?

Wenn es den Anschein hat, als sei diese fortschrittliche Entwicklung [der Physik von Archimedes bis Schrödinger, W.K.] überaus effizient, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß sie zugleich eine Menge Müll erzeugt. Wenn wir mit unseren Erfindungen und unserer unstillbaren Neugier neue Beobachtungsbereiche erschließen, pflegen die anfallenden Meßdaten eine Fülle von Ideen, Theorien und Hypothesen anzuregen, von denen die meisten falsch sind. Unter den Konzepten, die um die Führung ringen, gibt es nur einen Gewinner. Die Verlierer verschwinden im Schutt der Fußnoten der Geschichte (Lederman und Teresi 1993, S.270).

Was hier der bedeutende Experimentalphysiker Lederman über die Geschichte der Physik, genauer gesagt, der Vorstellungen vom Aufbau der Materie und des Atoms sagt, ist im großen und ganzen das, was die meisten Naturwissenschaftler über die Geschichte ihrer Disziplin denken: es ist schön und lehrreich, etwas darüber zu erfahren, wie man denn zu den Kenntnissen gekommen ist, die man nun hat. Aber wirklich wichtig ist es nicht. Man kann, wenn man sich dafür interessiert, herausfinden, daß zentrale Gedanken der Newtonschen Mechanik nicht von Newton stammen, sondern von Hooke. Ebenso kann man leicht herausfinden, daß für Newton nicht nur die Schwerkraft und die Trägheit, sondern auch Gott selbst eine wesentliche Rolle dabei spielt, die Planeten auf jenen Bah-

nen zu halten, deren Verlauf seine Vorgänger so akkurat beobachtet haben. All dies ist faszinierend, aber im Grunde für die Physik nicht wichtig. Newton selbst war ein Gewinner, jedenfalls für manche seiner Auffassungen. Aber man könnte die Gesetze der klassischen Mechanik auch lehren, vielleicht gar besser lehren, wenn man den Namen Newtons und der anderen, die zu ihrer Entdeckung beigetragen haben, genauso zum Schutt der Geschichte rechnen würde wie die Theorien des Iohannes Philoponos über die Bewegung der Körper oder Newtons eigene Vorstellungen zur Gravitation bis zu Beginn der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts oder seine Berechnungen der biblischen Chronologie. Bestimmte Teile des Denkens unserer Vorfahren sind verwertet worden und werden noch heute genutzt, der Rest wird weggeworfen oder ins Kuriositätenkabinett gestellt. Dies gilt für andere Disziplinen nicht in dieser klaren Weise.

3.2 Ein Fall partieller Vernebelung: Was ist ein Verb, was ist ein Nomen?

Kaum daß wir laufen konnten, haben wir alle Tausende von Nomina und Verba und auch anderen Wortarten gelernt, freilich ohne dies zu wissen. In der Schule hat man es uns dann aber gesagt. Was also ist ein Nomen, was ist ein Verb? Eine solche Frage würde man erst einmal durch einige Beispiele zu erledigen versuchen: *gehen, schlafen, vergreifen* sind Verben. *Haus, Kleber, Weichbild* sind Nomina. Aber das ist keine Definition. Für mehr als tausend Jahre war völlig klar, was der Schüler antworten mußte: »Quid est nomen? - Nomen est pars orationis cum casu corpus aut rem (proprie communiterve) significans (proprie ut Roma Tiberis. communiter ut urbs flumen)«. und er mußte hinzufügen, daß dem Nomen eine Reihe von Akzidentien zukommen, als da sind Kasus. Genus. Numerus - das. wonach dekliniert wird, unter Einschluß der Komparation: dies ist Donats Formulierung (zitiert nach Borsche 1990, S. 21). Die des Priscian ist sehr ähnlich. Für das Verb gilt Entsprechendes; das achte Buch der *Institutiones grammaticales* fängt mit den Worten an: »Sequitur liber octavus de verbo: Et quid sit verbum. Verbum est pars orationis: cum temporibus & modis: sine casu agendi uel patienid [auch die alten Setzer machten Druckfehler] significatium.« (Priscian 14%. fol. xciii verso). Und auch hier müssen verschiedene Akzidentien angegeben werden, etwa Genus. Tempus, Modus, Numerus, kurzum jene, nach denen konjugiert wird. Es gibt also nach der Tradition des Donat und des Priscian zwei Definitionskriterien, ein semantisches und ein morphologisches. Nomina sind dadurch gekennzeichnet, daß sie (mit Kasus) Körper oder Dinge bezeichnen und dekliniert werden: Verben sind dadurch gekennzeichnet, daß sie (ohne Kasus, aber mit Zeit und Modus) Handeln und Erleiden bezeichnen und konjugiert werden.

Diese Tradition lebt, denn so definieren wir Nomen und Verb im Prinzip noch heute. Es ist lediglich eine dritte Eigenschaft stärker hervorgetreten, die bei den alten Grammatikern eine untergeordnete Rolle spielt (allerdings sehr wohl vorkommt), nämlich das unterschiedliche Verhalten im Satz. Ein Verb hat eine Rektion, ein Nomen nicht oder jedenfalls nicht im gleichen Sinne. Zitieren

wir. als einen Beleg unter vielen, etwa die Definitionen der Dudengrammatik von 1966. die am Beispiel eines kleinen Textes illustriert werden (Dudengrammatik 1966. S. 64f.. sie ist sehr typisch, vgl. etwa Ossner 1990):

Im Vordergrund stehen die Wörter, die uns sagen, was sich ereignet oder was ist: [Beispiele] Da sich alles Geschehen oder Sein aber in unserem Erleben, in unserer Erinnerung oder in unserem Erwarten vollzieht, sind diese Wörter mithilfe ihrer Formenwelt auch nach diesen Stufen veränderlich: wünsche, wünschte, usw. Man nennt diese Wörter *Zeitwörter* oder *Verben*

[...] Fast mit gleicher Stärke treten die Wörter hervor, die Lebewesen oder Dinge benennen [Beispiele] [...]

Es ist also die Aufgabe dieser Wörter, den Wesen oder Dingen ihren Namen zu geben. Man nennt sie deshalb zutreffend *Nomen* oder auch *Substantiv*.

Es wird dann vom Nomen weiterhin gesagt, daß es nach Genus und Numerus flektiert wird (der Kasus wird seltsamerweise nicht erwähnt). Nun ist die Dudengrammatik vielleicht nicht die Speerspitze der Grammatiktheorie, sondern eher eine Beschreibung des Deutschen für praktische Zwecke. Aber in der neueren, höchst abstrakten Linguistik ist dies nicht anders. Die einflußreichste Sprachtheorie unserer Tage ist die generative Grammatik. Dort unterscheidet man im allgemeinen vier »lexikalische Kategorien«. Nomina. Verben. Adjektive und Präpositionen. Sie werden durch eine Kombination von zwei Merkmalen gekennzeichnet, nämlich $[\pm N]$ und $[\pm V]$. Nomen ist demnach $[+ N, - V]$, Verb ist $[- N, + V]$, Adjektiv ist $[+ N, + V]$ und Präposition ist $[- V, - N]$. Jeder dieser Kategorien entspricht dann ein bestimmter Typ von Phrasen - Nominalphrasen. Verbalphrasen. Adjektivphrasen. Präpositionalphrasen. die allesamt ähnlich aufgebaut sind. Das wird nicht gesagt, aber intuitiv versteht man darunter so etwas wie »Nominalität« und »Verbalität« - was immer dies sein mag. Es sind naturgegebene, uns allen angeborene Kategorien, die zu definieren freilich kein weiterer Versuch gemacht wird. Im Grunde bedienen sich alle Linguisten bis heute der von den antiken Grammatikern am Beispiel des Griechischen und Lateinischen entwickelten Einteilungen. Dabei gibt es vor allem bei den »kleineren« Wortklassen wie Präpositionen. Pronomina und dergleichen einige Schwankungen: sie betreffen aber kaum die Hauptwortklassen Nomen und Verb. Wir sind hier ganz im Banne der Antike und des Mittelalters, eine ungebrochene Tradition seit mindestens ein- einhalb Jahrtausenden - ein starkes Vermächtnis der Geschichte.

Nomina bezeichnen also Körper und Sachen. Verben hingegen Handeln oder Erleiden. Wie ist es mit den Nomina *Ablehnung*, *Eroberung*, *Lauf*, *Leid*. *Handlung*? Körper oder Sache? Im Deutschen (wie in vielen andern Sprachen) läßt sich jedes Verb in ein Nomen verwandeln, etwa indem man den bestimmten Artikel davorsetzt. Heißt dies, daß es ohne Artikel ein Handeln oder Erleiden, mit Artikel aber einen Körper oder eine Sache bezeichnet? Dies anzunehmen, wäre ganz unsinnig. Das semantische Kriterium gilt daher vielleicht in besonders typischen Fällen, aber es ist sicher kein auch nur halbwegs verlässliches Einteilungsmerkmal. In der Praxis spielt es auch weder bei Donat noch bei Priscian

eine besondere Rolle. Maßgeblich ist die Morphologie - hie Deklination, da Konjugation. Nun klappt dies gut für Sprachen mit einer ausgeprägten Flexion, wie eben Griechisch und Latein. Beim Englischen ist es schon etwas problematischer; es gibt kaum eine Deklination, vom Plural abgesehen, den wir aber auch beim Verb finden. Andere Sprachen, etwa das Chinesische, haben so gut wie überhaupt keine Flexionsmorphologie. Wieder andere haben zwar eine reiche Morphologie, diskriminieren aber nicht zwischen Nomina und Verben. In beiden Fällen versagt das morphologische Kriterium oder es ist nur mit abenteuerlichen Ausflüchten zu retten (beispielsweise mit Übersetzungsäquivalenzen: etwas ist im Chinesischen ein Nomen, weil es im Englischen durch ein Nomen wiedergegeben wird). Ich will das hier nicht weiter verfolgen (vgl. die schöne Diskussion bei Sasse 1993. der auch zahlreiche Beispiele gibt). Es ist aber klar, daß die Übertragung dieser Kategorien auf andere Sprachen ganz metaphorischen Charakter hat. Wir können uns ihr aber nicht entziehen, weil sie uns. Teil einer tiefverwurzelten Denkweise, allesamt aus der Schulzeit her prägt. Es ist ein Erbe, das wir nicht losgeworden sind.

Es ist, als würde die Physik nach wie vor mit den vier Elementen Wasser. Feuer. Luft und Erde arbeiten, die sich, von den Kräften Liebe und Hass beherrscht, zu allerlei Stoffen zusammensetzen (vielleicht nunmehr formalisiert als [+ W],[+ F], [+ L], [+ E]). Und in der Tat ist dies ja auch eine ehrwürdige Theorie mit vergleichbarer langer Geschichte und Wirkung. Nur haben die Physiker sich eines Tages nicht länger vom Netz tradierter Kategorien das Hirn vernebeln lassen. Das Erbe der Vergangenheit wurde zum Schutt der Geschichte gelegt.

3.2. Ein völlig unklarer Fall:

War Goethe homosexuell, und weshalb wäre dies zu wissen wichtig?

Im elften Kapitel des zweiten Buchs der *Wanderjahre* - die wenigsten werden bis dahin gelesen haben - gibt es eine merkwürdige Stelle. Wilhelm berichtet Natalie aus seiner Jugend (WA 25.1. S.43-45):

[...] ein Knabe der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, lud mich ein mit ihm nach dem Fluß zu gehen (...). Als wir nun so zusammen an einander gelehnt beruhigt saßen, schien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hineinerstreckte Da sei die schönste Gelegenheit zu baden Er könne, nefer. endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen, und ehe ich mich's versah war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderbarlich zu Muthe geworden [...]. Da war es denn ihm leicht mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war. mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekanntem Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraus hob, sich aufrichtete im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen. glaubte ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt von der ich nie einen Begriff gehabt Er schien mich mit gleicher Aufmerksam-

keit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegen einander, unsere Gemüther zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Wie ist diese Stelle zu deuten? Es ist schwer, sich gegen die offenkundige Deutung zu wehren (obwohl es mit einigem Bemühen doch gelingt). Für den Psychoanalytiker Eissler ist dies keine Frage:

Einer der erstaunlichsten Gegenstände in den Wanderjahren ist eine detaillierte Beschreibung in Wilhelm Meisters früher Jugend [...]. [Die] Unterbrechungen und das Zögern, das in diesen Passagen zum Ausdruck kommt, zeigen an, daß Wilhelm (Goethe) eine innere Hemmung besiegen muß, bevor er imstande ist, mit etwas herauszutreten, was ihn sehr stark bedrückt.« (Eissler 1987, S. 1592).

Für ihn, den Psychoanalytiker, ist nicht nur eindeutig, daß es eine detaillierte homosexuelle Beschreibung ist; es ist auch nicht einfach Wilhelm, der aus einer Jugend berichtet, sondern Goethe selbst, dem darüber zu reden nicht leicht fällt.

So sicher ist nun freilich weder das eine noch das andere. Es gibt kaum einen Dichter der gesamten Weltliteratur, dessen Leben so akribisch erforscht wäre wie das Goethes. Es ist so wichtig genommen worden, daß man versucht hat, es Tag für Tag zu beschreiben. Aber ob er in seiner Jugend homosexuelle Kontakte hatte - in diesem Punkt sind die historischen Fakten durch die Zeugnisse unterbestimmt, und die einen glauben es nicht, weil sie es nicht glauben wollen, und die andern glauben es, weil sie es glauben wollen. Wir wissen es einfach nicht. Was aber wäre anders, wenn wir es wüßten? Nehmen wir an, es kämen, wie weiland die Faust-Abschrift des Fräuleins von Göchhausen, nun plötzlich aus dem Besitz der Nachkommen Seidels ein paar Briefe zum Vorschein, die diese Vermutung vollkommen eindeutig machen. Das wäre sicher interessant als historisches Faktum, manche würden es als eine Sensation empfinden, andere würden es herunterzuspielen versuchen. Aber würde sich dadurch irgendetwas an unserer Deutung der *Wanderjahre* - oder vielleicht von manchen Jugendwerken Goethes - ändern? Zweierlei könnte man, wenn sich ein solches neues historisches Faktum ergäbe, mit Sicherheit voraussagen. Viele würden sich zumindest um neue Deutungen bemühen, die neben bisher bestehende treten, ohne diese unbedingt zu ersetzen. Und ebenso gewiß würden viele sagen, daß dieses nunmehr bekanntgewordene historische Faktum eigentlich ganz irrelevant sei. Gibt es denn irgendeine Möglichkeit, über solche Meinungsbekundungen hinauszukommen? Darauf eine begründete Antwort zu finden, hieße, das Grundproblem der Literaturwissenschaft als wissenschaftlicher Disziplin zu lösen - nämlich das Problem, wie sich Interpretationen jenseits der subjektiven Beliebigkeit wissenschaftlich rechtfertigen lassen. Darüber ist viel geschrieben worden, und ich habe dazu nichts Neues beizutragen.

Nun kann man aber einige viel bescheidenere Überlegungen zu der Frage anstellen, welche Rolle ein bestimmtes historisches Faktum bei der Deutung eines literarischen Werkes denn überhaupt spielen kann. Dies ist ein Spezialfall der allgemeineren Frage, welche Rolle dem Wissen des Hörers (oder Lesers) bei der Interpretation eines sprachlichen Produkts, eines Textes, zukommt. Die Ant-

wort darauf ist zunächst einmal, daß *alles* vom Wissen des Hörers abhängt. Ja *ljublju smotret' kak umirajut deti*. Ohne ein bestimmtes Wissen des Lesers ist dieser Satz, der erste eines bedeutenden Gedichts eines bedeutenden russischen Dichters, nichts als eine Folge von Krakeln auf dem Papier. Was wir von einer sprachlichen Hervorbringung gleichweicher Art an Faßbarem haben, das sind nur Schallwellen oder mehr oder minder unregelmäßige Schwärzungen eines Papiers: Es ist ein physisches Signal bestimmter, sinnlich wahrnehmbarer Form. Erst unser Wissen erlaubt es uns, einen Sinn damit zu verbinden. *Jede* Interpretation eines Textes, sei es ein Torschrei oder *Hälfte des Lebens*, eine Fernsehnachricht oder die Bergpredigt, ist eine Deutung physischer Signale aufgrund eines bestimmten im Kopf des Deutenden gespeicherten Wissens. Diese Deutung kann man auf verschiedenen Ebenen beschreiben, denen verschiedene Arten des zur Deutung herangezogenen Wissens entsprechen. Welche Ebenen man hierbei im einzelnen unterscheiden soll und wie man sich das Zusammenwirken der einzelnen Wissenskomponenten im zeitlichen Ablauf vorzustellen hat - dazu gibt es unter Linguisten wie unter Psycholinguisten verschiedene Auffassungen. Unstrittig ist aber, daß man zumindest drei Ebenen der Deutung auseinanderhalten muß (die Terminologie schwankt und ist nicht weiter wichtig).

Die erste dieser Ebenen kann man als *Ausdrucksbedeutung* (linguistische Bedeutung im engeren Sinne, kompositionelle Bedeutung) bezeichnen. Sie ergibt sich einfach aufgrund der Sprachkenntnis und läßt wenig Spielräume. Wer Russisch kann, weiß unter anderem, daß die Lautfolge *ja* soviel bedeutet wie »ich«, die Lautfolge *smotretj* soviel wie »schauen«, die Lautfolge *ljubit* soviel wie »lieben«, und diese und einige weitere Elemente des rein sprachlichen Wissens erlauben ihm, der Lautfolge *ja ljublju smotret' kak umirajut deti* eine Ausdrucksbedeutung zuzuordnen, die der des deutschen Satzes »Ich schaue gern, wie Kinder sterben« entspricht.

Die Ausdrucksbedeutung sagt nichts darüber, wer z.B. mit *ja* gemeint ist. In jeder Sprache gibt es Wörter, die ganz systematisch auf den Einbezug spezifischer Informationen aus dem Kontext angelegt sind. Dies sind deiktische Ausdrücke wie *hier, ich, links*, die in vorgegebener Weise aus der Situation zu ergänzen sind, anaphorische Ausdrücke wie *danach, er, drüben*, deren Ausdrucksbedeutung in vorgegebener Weise aus dem zuvor Gesagten zu ergänzen sind, und viele andere. Das kontextuelle Wissen reichert die Ausdrucksbedeutung zur *Äußerungsbedeutung* an. Auch hier sind die Spielräume der Deutung sehr eng. Die Ausdrucksbedeutung von *ja* oder deutsch *ich* legt fest, daß es sich um den jeweiligen Sprecher handelt, und wer dies ist, muß der Situation entnommen werden, in der die Äußerung fällt. Sie ist gleichsam eine Instruktion an den Deutenden, die ihm sagt, was er zu tun hat.

Wenn es dabei bliebe, gäbe es wenig Deutungsprobleme, es sei denn im Falle von echten lexikalischen oder syntaktischen Ambiguitäten. Nun spielt in jeder Kommunikation nichtsprachliches Wissen aber noch in anderer, weniger klar festgelegter Weise eine Rolle. Man kann den Unterschied zwischen »struktureller« und »globaler« Kontextabhängigkeit an einem einfachen Beispiel erläutern:

(1) Gestern bin ich von Köln nach Heidelberg gefahren. Meine Freundin hat mich am Bahnhof abgeholt.

(2) Gestern bin ich von Köln nach Heidelberg gefahren. Dort hat mich meine Freundin am Bahnhof abgeholt.

Im ersten Fall versteht man automatisch, daß es sich um den Bahnhof in Heidelberg handelt. Das wird aber nicht gesagt, wir inferieren es nur aufgrund unseres Wissens über die Weltläufte. Sicher ist dies freilich nicht. Sie könnte ihn ja am Bahnhof in Köln abgeholt und sicherheitshalber zum Bahnsteig begleitet haben; es ist nur nicht so plausibel. Im zweiten Fall ist der Ort auch nicht direkt genannt, es gibt aber einen anaphorischen Verweis (*dort*), der keinerlei Deutungsspielraum läßt. Dies ist ein vielleicht triviales Beispiel, aber es illustriert den allgemeinen Punkt.

Wir haben auf der einen Seite gleichsam feste Instruktionen, die uns die Sprache - sei es direkt, sei es in Form von Instruktionen zur kontextuellen Ergänzung - vorgibt, und auf der anderen Seite allerlei Inferenzen, die auf unserem Weltwissen beruhen. Letztere sind für die Funktion der Sprache nicht minder wichtig als erstere: aber sie sind schwerer zu fassen. Der entscheidende Punkt aber ist: sie sind nicht willkürlich, sondern als klare - möglicherweise nach Wahrscheinlichkeit gewichtete - Beschränkungen formulierbar. Im obigen Beispiel kommen für den Ort nur Köln und Heidelberg in Frage, wobei der Zielort die höhere Wahrscheinlichkeit hat. Wenn jemand verstünde, es sei der Bahnhof von Rom gemeint, dann hätte er den Satz offenkundig mißverstanden, und wenn der Sprecher des Satzes sagen würde, er hätte den Bahnhof in Fürstentfeldbruck im Sinn gehabt, dann dürfte man ihm mit Recht entgegenhalten, er hätte sich falsch ausgedrückt. Man könnte daher vielleicht die folgende Regel formulieren:

(3) Wenn ein Satz eine Ortsveränderung beschreibt, dann spielt die Handlung des folgenden Satzes entweder am Ausgangsort oder am Zielort. mit höherer Wahrscheinlichkeit am Zielort. Dies gilt, sofern nicht ausdrücklich etwas anderes gesagt ist.

Diese Regel ist eine »default-Regel«, wie durch den zweiten Satz angedeutet wird: sie beschreibt den Normalfall, der aber jederzeit durchbrochen werden kann: dies muß aber ausdrücklich angegeben werden. Es ist leicht zu sehen, daß sie in der hier angegebenen Form zu einfach ist. Das wird deutlich, wenn man das Tempus im zweiten Satz von (1) ändert (»hatte mich am Bahnhof abgeholt«). Dann ist eher der Bahnhof am Ausgangsort gemeint. Entscheidend ist jedoch, daß es solche Beschränkungen gibt, wie immer sie nun im einzelnen formuliert sein mögen

Nach diesem Ausflug in die Niederungen der Linguistik kommen wir nun noch einmal zur Rolle eines bestimmten Hintergrundwissens bei der Deutung literarischer Texte zurück. Elemente dieses Hintergrundwissens können sinnvollerweise nur eine Rolle spielen, insoweit es gelingt, allgemeine Beschränkungen für zulässige Inferenzen zu formulieren. Diese Beschränkungen mögen sehr viel

komplizierter sein als das simple Beispiel (3). Aber ohne sie scheint mir der Einbezug historischer Fakten so sinnlos, als würde man sagen, beim zweiten Satz von (1) könne jeder beliebige Ort gemeint sein.

Der Rolle historischen Wissens bei der Deutung literarischer Werke sind daher klare Grenzen gesetzt. Es mag für den Voyeur wie für den Psychoanalytiker interessant sein, ob Goethe in seiner Jugend homosexuell war: ich sehe aber nicht die allgemeine Beschränkung, nach der ein solches Faktum für die Deutung eines Werkes über die bare Willkür hinaus relevant sein könnte. Das besagt nicht, daß es keine solche Beschränkung gibt; aber man muß sie angeben können. Ansonsten ist historisches Wissen vielleicht interessant, aber irrelevant.

4. Vom Nutzen der Geschichte von Mord und Totschlag für unser Handeln

Henry Ford hat sich mit seinem weiter oben als Motto zitierten Wort *History is bunk* nicht beliebt gemacht. Ein Banause. In diesem speziellen Fall zumindest tut man ihm unrecht, denn was er gemeint hat, ist nicht, was man ihm gewöhnlich zuschreibt. Er wollte damit lediglich zum Ausdruck bringen, daß die übliche Art, Geschichtsforschung zu betreiben und Geschichtskennntnisse zu vermitteln, ein langweiliger Unsinn sei. Die Geschichtswissenschaft befaßt sich mit den Kriegszügen Alexanders, den Gründen für Aufstieg und Zerfall des römischen Reiches, mit den Ereignissen, die zur Bartholomäusnacht geführt haben oder mit der Frage, ob Napoleon der Dritte so sehr durch die Emser Depesche beleidigt war, daß er einen Krieg begonnen hat, und ob Bismarck dies vorausgesehen hat. Sich damit zu beschäftigen und es den Schülern und anderen Interessenten in mehr oder minder gut aufbereiteter Form einzubleuen, hielt Ford für Mumpitz: es ist weder sonderlich interessant noch gar wichtig zu wissen, wer wen warum geschlagen hat. Man solle vielmehr das Leben früherer Zeiten anschaulich darstellen, beispielsweise durch Ausstellungen und Museen, und er hat selbst ein Museum für die amerikanische Pionierzeit eingerichtet. Ich glaube nicht, daß er dies für sonderlich wichtig gehalten hat, für wesentlich unwichtiger jedenfalls als die Frage, ob man ein Rad in vier Minuten montieren kann oder ob man doch viereinhalb Minuten benötigt. Aber es ist auf jeden Fall unterhaltsam, und man kann sonntags ins Museum fahren und sich anschauen, wie die Leute früher so gelebt haben. Vielleicht sieht man dann auch, wie gut es einem doch als Arbeiter in der Fabrik von Henry Ford geht.

Fords Meinung hat in der Disziplin keine überwältigende Resonanz gefunden. Zwar deckt die Geschichtswissenschaft ein breites Spektrum von Gegenständen ab, und die Erforschung des Lebens und Leidens der vielen statt des Handelns der Großen hat, verglichen mit den Tagen Henry Fords, an Gewicht gewonnen, jedenfalls innerhalb mancher Schulen der historischen Disziplin. Aber in der Lehrplänen der Schulen, gleich ob in den Vereinigten Staaten, Frankreich, Rußland oder Deutschland, heißt Geschichte in erster Linie politi-

sche Geschichte - die Geschichte von Macht und Ränke, die Geschichte von Entstehung und Vergehen von Staaten und anderen politischer Einheiten, die Geschichte von Mord und Totschlag - die Geschichte Karls des Großen und Ludwig XIV. . die Geschichte der Außenpolitik Bismarcks und seiner Nachfolger, die Geschichte der Entstehung des Deutschen Reiches und des Zerfalls von Kakanien. die Geschichte des Kriegs 70/71 und des Kriegs 14/18. So ist es in den Lehrplänen festgeschrieben, das ist es. was man zunächst einmal unter Geschichte versteht, wenn es nicht ausdrücklich anders gesagt wird. Niemand lehrt an den Höheren Schulen die Geschichte des Buchdrucks, obwohl er unser Leben sicher mehr beeinflusst hat als die Taten und Meinungen des einen oder des anderen Friedrich.

Ist das. was man den Schulplänen nach an Geschichte wissen soll, zu wissen interessant, oder zählt es doch eher zum Müll der Vergangenheit? Das ist wohl eine Frage des Geschmacks, über den man schlecht streiten kann. Mir selber scheint, es ist nicht ganz uninteressant, aber es hat auch vor hundert Jahren Interessanteres gegeben, wie die Entwicklung des Ottomotors, des Dieselmotors und des Elektromotors, gewaltige intellektuelle Leistungen, die für das Leben der Deutschen im besonderen und der Menschheit im allgemeinen unvergleichlich folgenreicher waren (von den Toten der Kriege abgesehen). Aber was zu wissen man interessant findet, das soll ein jeglicher für sich selbst entscheiden, abgesehen von den Gymnasiasten. Die Frage, um die es hier geht, ist aber eine andere: Ist es für unser Handeln hier und jetzt wichtig, dies zu wissen? Was können die Gründe dafür sein, sich in der politischen Geschichte oder zumindest in bestimmten Teilbereichen der politischen Geschichte kundig zu machen?

Drei Gründe werden hier gewöhnlich angeführt - das *Bildungsargument*, das *Identitätsargument*, das *Lerneffektargument*:

A. Es ist ein Teil der allgemeinen Bildung, sich in der politischen Geschichte auszukennen. unabhängig von irgendwelchem weiteren Nutzen, den dieses Wissen ansonsten für unser Handeln haben mag.

B. Die Kenntnis der politischen Geschichte verstärkt oder erzeugt die Identität mit einer bestimmten sozialen Einheit - einem Volk, einer Nation, einer Ethnie. Das Argument kann entsprechend für eine Glaubensgemeinschaft oder eine sonstige Gruppe gemacht werden: das will ich hier nicht weiter verfolgen.

C. Das Wissen um die politischen Geschehnisse in der Vergangenheit hilft uns. bestimmte Fehler in unserem politischen Handeln zu vermeiden. Dies ist im Grunde das Santayana-Argument. das oben als Gegenstück zur Auffassung seines Landsmannes und Zeitgenossen zitiert wurde: *Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, sie zu erfüllen.*

Das erste dieser drei Argumente scheint mir völlig einleuchtend. Man mag sich natürlich noch die Frage stellen, ob die Bildung selbst ein bonum ist. aber diese Frage zu diskutieren, würde ich mich weigern. Zwar mag man sich dann immer noch darum streiten, ob es nicht besser wäre, andere geschichtliche Kenntnisse in den Bildungskanon aufzunehmen als ausgerechnet das Wissen um die Macht-

Verhältnisse an der Spitze einzelner Staaten oder die Überlegungen, die jemanden dazu gebracht haben, seine Mitmenschen mit Krieg zu überziehen; aber dies betrifft die schon erwähnte Frage, was man denn für interessant zu halten hat. und darum kann man sich schwer mit vernünftigen Argumenten streiten. Es geht bei dem Bildungsargument auch gar nicht darum, ob historisches Wissen für das Handeln des Einzelnen in der Gegenwart wichtig ist, sondern allenfalls darum, ob dieser in der Gesellschaft akzeptiert wird; insofern ist dieses Wissen für ihn von Nutzen und, wo es fehlt, von Schaden, jedenfalls bis zum Examen. Da ist nun einmal vorgesehen, daß man diese Dinge weiß, genauso wie man wissen muß, wann man »Danke« und »Bitte« sagt und ob man »behende« mit »e« oder mit »ä« schreibt.

Schwieriger ist es mit den beiden anderen Argumenten, die ich nun etwas ausführlicher betrachten will. Für beide, insbesondere aber für das Identitätsargument, gilt, daß sie in der Regel mit einem gewissen Pathos vorgebracht werden. Ebenso gilt, daß die meisten sie für selbstverständlich halten. Treffen sie denn zu? Ich weiß nicht, ob dies irgendwann einmal mit ernsthaften Methoden untersucht worden ist. Vielleicht ist ja die allgemeine Überzeugung von ihrer Gültigkeit nur ein tradierter Mythos, nach der Kleistschen Regel »Was man dem Volke dreimal sagt, das hält das Volk für wahr.« Ich habe keine wirklich schlüssige Antwort auf diese Frage. Aber immerhin kann man einige Überlegungen dazu anstellen.

Das Argument der Identität

Das Argument der Identität besagt, daß die Kenntnis bestimmter Geschehnisse in der Vergangenheit das Bewußtsein, vielleicht auch nur den Wunsch erzeugt oder verstärkt, zu einer bestimmten sozialen Gruppe zu zählen. Dazu kann man zwei Fragen stellen: Erstens, ist dies so? Zweitens, wenn es denn so ist, ist es denn gut. daß es so ist? Beginnen wir mit der ersten.

Wir haben in der Literatur das bekannte Beispiel Don Quijotes, den das Studium der Taten fahrender Ritter dazu bewogen hat, sich in die soziale Gruppe der fahrenden Ritter einreihen zu wollen - ein Wunsch, der, wie uns sein Biograph berichtet, eher mit einem Fiasko geendet hat. Das Beispiel, könnte man meinen, trifft die Sache nicht, weil die geschichtlichen Taten fiktiv waren: Don Quijote hat die Taten, die in den Ritterbüchern berichtet werden, nur für wahr gehalten; sie sind aber nicht Geschichte, sondern Lügenmärchen von Ritterbuchschreibern. Nun bin ich mir durchaus nicht sicher, daß sich in Geschichtsbüchern immer die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit findet. Das Beispiel ist aber insofern irreführend, als die fahrenden Ritter sicher keine typische soziale Gruppe sind, für die die Lektüre geschichtlicher Werke ein Wir-Gefühl erzeugen könnte. Solche Gruppen sind Staaten. Nationen. Völker. Ethnien. Verstärkt also das Studium der deutschen Geschichte in mir das Bewußtsein oder den Wunsch, ein Mitglied des deutschen Staates, der deutschen Nation, des deutschen Volkes (von Ethnie reden wir hier nicht) zu sein?

Eher nicht. Die Kenntnis der deutschen Geschichte in den fünfzehn Jahren vor meiner Geburt (1946) erzeugt in mir den Wunsch, kein Mitglied des deutschen Volkes zu sein. Aber diese Periode ist, wie ja oft genug gesagt wird, nur ein Teil der langen deutschen Geschichte, und außerdem ist es vielleicht ohnehin ein besonderer Fall. Für jemanden, der im Jahre 1896 geboren wurde, war dies vielleicht ganz anders, denn er konnte sich am Sedanstag freuen. Diesen Eindruck hat man zumindest, und die Stimmung, mit der so viele in den Ersten Weltkrieg gezogen sind, bestätigt ihn. Auch wäre man geneigt zu glauben, daß es für den durchschnittlichen Franzosen, den durchschnittlichen Engländer, den durchschnittlichen Amerikaner ganz anders ist. Nehmen wir an, dies trifft zu. Warum identifiziert sich der durchschnittliche Franzose umso mehr mit seiner Nation, je mehr er sich mit ihrer Geschichte vertraut macht? Niemand hat dies je ernsthaft untersucht, aber mir scheint, es gibt zwei wesentliche Gründe. Den ersten und vielleicht wichtigeren hat der Apotheker Homais klar ausgesprochen, als er seinen Sohn Napoléon nannte: »Napoléon représentait la gloire.« Sich mit dieser Nation zu identifizieren, das heißt, teilhaben an den Taten ihrer Großen. Man entrinnt ein wenig der eigenen »Knirpshaftigkeit«, wie es Jacob Burckhardt so schön ausgedrückt hat, und wird selber ein wenig groß. Nun bestehen die Taten, die Napoleon zu Napoleon gemacht haben, im wesentlichen in Mord und Totschlag:

26 August - im selben Augenblick fiel ein westfälischer Soldat, der eben Wasser pumpen wollte, mit zerschmettertem Kopfe tot nieder - und ziemlich weit davon ein anständig gekleideter Bürger - Dieser schien sich aufraffen zu wollen - aber der Leib war ihm aufgerissen, die Gedärme hingen heraus, er fiel tot nieder. (Zu bemerken: fünf Minuten später ritt der Kaiser über den Neumarkt, gerade wo der Bürger getroffen, nach dem Pirnaer Tor.) [...] Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Haustüre, vor welcher der Wagen stand, der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel bringen sollte: in ebendenselben Augenblicke wurde sie aber von einer Granate im strengsten Sinne des Wortes *zerrissen*. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorstadt wurde, als sie zum Fenster hinausschaute, der Kopf weggerissen; [...].

29. August Heute morgen ging ich vor den Moszynskischen Gärten und sah zum erstenmal in meinem Leben ein *Schlachtfeld* - Erst heute hatte man angefangen aufzuräumen, und zwar wurden, wie ich bemerkte, zuerst die gebliebenen Franzosen nackt ausgezogen und in große Gruben zu 20, 30 verscharrt - Hier hatten die russischen Jäger unter dem wütenden Feuer der französischen Kanonen gestürmt, das Feld war daher überdeckt mit Russen, zum Teil auf die schrecklichste Weise verstümmelt und zerrissen - So z.B. sah ich einen, dem gerade die Hälfte des Kopfes weggerissen - ein scheußlicher Anblick - Pferde - Menschen - daneben Gewehre - gesprengte Pulverwagen - Tschakos - Patronentaschen - alles in wildester Unordnung durcheinander geraten - Auf manchem unverstümmeltem Gesicht sah man noch die Wut - den Grimm des Kampfes - einer hatte gerade die Patronentasche gegriffen, um frisch zu laden, und so hatte ihn der Tod getroffen - Ein russischer Offizier, ein herrlicher schöner Jüngling (höchstens 23 Jahr) hielt noch den Säbel über dem Kopfe geschwungen in der rechten Hand und war so zu Tode erstarrt - Eine Kanonenkugel hatte ihn gerade auf der Brust am linken Arm getroffen, diesen weggerissen und die Brust zerschmettert - sein Tod war leicht'

Dies ist die Schilderung eines relativ nüchternen Beobachters einer vergleichsweise unbedeutenden Schlacht bei Dresden, einige Wochen vor der Völker-

schlacht von Leipzig (E.T.A Hoffmann, zitiert nach Günzel 1976, S. 259-263); ungefähr 20 000 Soldaten der Verbündeten sind ums Leben gekommen, die obengenannten und noch ein paar weitere kommen hinzu. Mir selbst ist eigentlich vollkommen schleierhaft, wie man sich an solchen Taten berauschen kann, aber es ist wohl so: *Napoleon représentait la gloire*. Keine gewonnene Schlacht, nach der nicht eine Brücke oder eine Metrostation benannt ist. Vielleicht stehen sie ja auch zur Erinnerung an die vielen da, die Napoleon hat hinmetzeln lassen. Ich habe hier, um meinen Punkt zu illustrieren, ein besonders krasses Beispiel gewählt. Aber der historische Glanz eines Volkes, so wie er durch die Kenntnis der üblicherweise gelehrten Geschichte vermittelt wird, verbindet sich höchst selten mit nützlichen Leistungen wie der Erfindung des Kunstdüngers, ohne den der größte Teil der Erdbevölkerung, einschließlich der Leser dieses Aufsatzes, nicht zu ernähren wäre - wer hat ihn eigentlich erfunden? -, sondern mit Mord und Totschlag. Unter allen amerikanischen Präsidenten sind mit weitem Abstand jene am populärsten, die einen Krieg geführt haben. Ich glaube nicht, daß viele Amerikaner besonders stolz auf ihre Nation sind, weil sie einen Borlaug hervorgebracht hat. Alle Völker haben ihre »Großen«, aber die da die Großen heißen, sind in der Regel einfach die größten Totschläger. Wie Jacob Burckhardt in seinen Betrachtungen über die historische Größe so trefflich bemerkt (1935. S. 238) »Viel schwerer als er [Napoleon] hatte es Cromwell, der zwar seit 1644 durch die Armee tatsächlich Herr war, aber dem Lande die tiefste Erschütterung und Terreur ersparte. Er hat sich damit selbst im Wege gestanden.« Da fehlt doch einiges zur historischen Größe: ein bißchen mehr Terreur muß schon sein. Die Stärkung des Wir-Gefühls, des nationalen, des ethnischen Bewußtseins, das uns durch die Kenntnis der politischen Historie vermittelt wird, rührt objektiv gesehen aus der *Freude am Unrecht*, das freilich nicht unbedingt als solches dargestellt wird. Dies ist der eine Grund. Der andere ist das Gegenstück dazu - die Erinnerung an das (wirkliche oder vermeintliche) Unrecht, das der jeweiligen Gruppe zugefügt wurde. Um diesmal Flaubert selbst statt einen seiner Helden zu zitieren (in einem Brief an Ernest Feydeau vom Juni 1871):

J'ai gardé contre ces messsieurs une rancune si profonde que tu ne me verras jamais dans la compagnie d'un Allemand quel qu'il soit et je t'en veux un peu d'être maintenant dans leur infâme pays.

Das schrieb dieser durchaus friedliebende Mann nach dem Krieg 70/71. und er ist keine Ausnahme. Hippolyte Taine, gleichfalls eher ein Mann der Feder als des Schwerts, ist noch etwas deutlicher (in einem Brief an Emile Planat vom August 1870):

L'animal germanique est, au fond, brutale, despotique, barbare, et l'animal allemand est de plus économe et grapilleur. Tout cela vient d'apparaître à la lumière et me fait horreur

Und eigentlich war es doch auch übel, wie sich Louis XIV damals, gegen jegliche historischen Ansprüche, Straßburg unter den Nagel gerissen und die Pfalz verwüstet hat. oder?

Wenn denn in der Tat die Kenntnis mancher historischer Fakten das Bewußtsein der nationalen, völkischen, ethnischen Identität stärkt, so liegt dies in erster Linie daran, daß es uns das Unrecht im Bewußtsein hält: jenes, das wir anderen zugefügt haben - das ist die nationale Glorie - und jenes, das andere uns zugefügt haben - das ist das gemeinsam Erlittene, das nach Ausgleich ruft. Welchen Nutzen hat dies für unser gegenwärtiges Handeln? Das bringt uns auf die zweite der beiden Fragen, die weiter oben gestellt wurden: Ist es denn aber wünschenswert, die Identität mit der jeweiligen Gruppe zu stärken?

Es ist üblich, das Wir-Gefühl für ein Gut zu halten, gleich was für eine Gruppe es sein mag, der dieses Gefühl gilt. Das geht uns allen so. Die Auffassung ist ziemlich fest. Läßt sie sich aber auch gut rational begründen? Mir scheint es ganz offenkundig, daß ein starkes, historisch genährtes Wir-Gefühl für einen großen Teil des Elends der Welt verantwortlich ist. Weiter oben wurde schon der derzeitige Krieg im früheren Jugoslawien erwähnt. Weshalb metzeln dort Menschen einander hin, die über Jahre hinweg friedlich zusammengelebt haben? Es können nicht elementare Lebensbedürfnisse wie der Mangel an Nahrung oder an Wohnraum sein. Es ist das Bewußtsein, daß die anderen die anderen sind. Dieses Bewußtsein wird zumindest in diesem Fall - und in sehr vielen anderen auch - aber nicht durch *synchrone*, hier und jetzt beobachtbare Eigenschaften - schwarz gegen weiß. Langnasen gegen Schlitzaugen, oder wie auch immer - hervorgebracht, sondern ausschließlich durch die Kenntnis, oder die vermeintliche Kenntnis, der Geschichte, durch die *Diachronie*. Wir, das sind die, die damals jene Schlacht verloren haben, oder gewonnen haben, die von ihnen massakriert worden sind, die - nein, dies ist asymmetrisch.

Die Kenntnis der Geschichte bestärkt oder schafft Identität mit einer Gruppe, und dies ist fatal. Es müßte vielleicht nicht so sein, aber die Wahrheit ist schlicht und einfach, daß es unendlich oft so war.

Wir können die Frage vielleicht ein wenig allgemeiner betrachten. Der Mensch ist offensichtlich die einzige Spezies, die ihresgleichen systematisch und in großem Maßstab umbringt, und dies, solange wir die Geschichte der Menschheit verfolgen können. Nur die Methoden ändern sich: sie werden, wie in allem, immer perfekter, von der individualen Handarbeit der Mongolen zur grauenhaften Technik der Nazis. Es kommt zwar vor, daß ein Löwe einen Löwen tötet, oder ein Hai einen anderen Hai, aber es ist die Ausnahme, und keine Löwengruppe rötet systematisch und planmäßig eine andere Löwengruppe aus. Was macht uns so einzigartig unter den Geschöpfen Gottes? Liegt es an unserer »biologischen Natur«, also dem, was unsere direkten, unsere leiblichen Vorfahren uns über die Gene vermittelt haben, oder an den Überzeugungen, die wir im Laufe unseres eigenen Lebens aufgebaut haben - sei es aufgrund eigener Erfahrungen, sei es, weil andere es uns gesagt und wir es ihnen geglaubt haben? Unstreitig gibt es eine genetisch angelegte Aggressivität, ohne die die Menschheit vielleicht nicht überlebt hätte. Aber die Frage ist, unter welchen Bedingungen diese angeborene Aggressivität in welcher Form zum Ausbruch kommt. Eifersucht ist ein Beispiel, der Kampf um die Nahrung ein anderes, und das sind auch

jene Fälle, bei denen Angehörige anderer Spezies einander gelegentlich töten. Dies sind aber vergleichsweise kleine Fälle von Aggressivität. Alle wirklich großen Verbrechen der Menschheit haben ihre Ursache nicht in unseren Genen, sondern sie beruhen auf tief in uns verwurzelten Glaubenssystemen - religiösen, ethnischen, nationalen. Es gibt vielleicht biologische Gründe für den Raubüberfall oder für den Mord an einem Nebenbuhler. Es gibt aber kein Gen, das uns sagt, wir sollten die Juden, die Mohammedaner, die Neger, die Franzosen, die Indios, die Serben, usw. usw. hassen, bekämpfen, vielleicht ausrotten, wenn sie sich denn nicht fügen, und vielleicht auch, wenn sie sich fügen. Es sind die Überzeugungssysteme in unserem Kopf, die uns dies sagen. Diese Überzeugungssysteme werden aus verschiedenen Quellen gespeist, von denen die Kenntnis der politischen Geschichte nicht die geringste ist. Sie macht aus einer *synchronen* Organisationsform der sozialen Gruppe, die für das menschliche Zusammenleben unabdinglich ist, eine *diachrone*, von der man glaubt, daß man sie für sich erhalten muß, und sei es um den Preis der eigenen Vernichtung.

Die Vorstellung, der Staat, die Nation, die Ethnie sei eine diachrone, nicht aber eine synchrone Organisationsform, sei mehr als die Leute zu einer Zeit und die Form ihres Zusammenlebens zu dieser Zeit, ist sehr fest. Sie existiert in pathetischen, aber auch in vergleichsweise nüchternen Varianten. Man denke an Bismarcks bekanntes Wort von den Staaten, die keine Freunde haben, sondern Interessen. Man hat ihm dieses Wort als einen gewissen realpolitischen Zynismus ausgelegt. In Wirklichkeit ist es einfach ein furchtbarer Wahn. Ein Staat hat keinerlei Interessen. Interessen haben allenfalls jene, die im Staat das Sagen haben (und auch jene, die im Staat nicht das Sagen haben). Staaten tun von sich aus gar nichts, und wenn sie wachsen und gedeihen, ist ihnen das ebenso gleichgültig, als wenn sie untergehen. Sie haben weder Interessen noch Gefühle. Zu sagen, daß der deutsche Staat ein Interesse an Elsaß-Lothringen habe, ist so absurd, als wollte man sagen, ein Haus habe ein Interesse daran, ein zweites Badezimmer zu haben. Die Leute, die darin wohnen, haben vielleicht ein solches Interesse.

So kehrt sich das Identitätsargument in sein Gegenteil. Es ist wahrscheinlich wirklich so, daß die Kenntnis der politischen Geschichte im Durchschnitt die Identität mit Staat, Volk, Nation, Ethnie - das Wir-Gefühl - stärkt. Aber ich sehe wenig Gründe, dies für etwas sonderlich Wünschenswertes zu halten. Es ist sicher so, daß ohne das Wir-Gefühl der Staat, das Volk, die Ethnie leichter untergeht. Aber vielleicht leben die Menschen, die zu ihnen zählen, etwas länger. Boswell hat uns Samuel Johnsons Definition des Patriotismus erhalten - die letzte Zuflucht eines Schurken. Je nach Einstellung hält man dies gewöhnlich für eine witzige Bemerkung oder aber für eine peinliche Sottise. Vielleicht hat Dr. Johnson aber einfach gedacht, als redlicher Wörterbuchmacher und Wissenschaftler muß er doch zum Ausdruck bringen, was ihm nun einmal die nüchterne Analyse über die richtige Bedeutung dieses Wortes sagt, und nicht, was ihm sein Herz als guter englischer Patriot, der er zeit seines Lebens war, nahelegen würde.

Das Argument des Lerneffekts

Dummheit, die man bei andern sieht,
wirkt meist erhebend aufs Gemüt.

Wilhelm Busch

Nicht zu Unrecht sagt Wilhelm Busch »meist«. Eine der Ausnahmen sind die unaufälligen Torheiten, die Barbara Tuchman in *March of Folly* beschreibt. Erhebend ist hier allenfalls der Gedanke, daß man aus den Dummheiten der Regierenden, so wie sie uns die Geschichtswissenschaft zumindest bisweilen nahebringt, wirklich etwas lernen kann. So hat die Kenntnis der Vergangenheit denn doch einen Nutzen. Bevor wir die Gläser heben, muß aber doch noch etwas Wasser in diesen Wein gegossen werden.

Zum ersten geht es ja nicht um die Frage, ob man zu der klaren und richtigen Einsicht kommt, daß bestimmte Handlungen in der Vergangenheit töricht waren und besser nicht wiederholt werden sollten, sondern darum, welchen Nutzen man aus diesem Wissen für seine eigenen Handlungen zieht. Die Handlungen, die in der politischen Geschichte dargestellt werden, sind aber im allgemeinen nicht von der Art, daß der durchschnittliche Leser vor der Wahl stünde, sie in dieser oder ähnlicher Form nachzuvollziehen oder zu unterlassen. Lord Cardigan hat sich unglaublich dämlich angestellt, als er den Ritt der Sechshundert angeführt hat: ebenso war es von Napoleon höchst unklug, seinerzeit Rußland anzugreifen, wie sich dann gezeigt hat. All dies sind Fehler, die zu vermeiden dem durchschnittlichen Geschichtskundigen leicht fällt. Die Lektion der Geschichte, so überzeugend sie manchmal sein mag, betrifft zumeist nur einige wenige, und ob die sich davon belehren lassen, sei dahingestellt. (Ich glaube übrigens, um einmal etwas Positives einzuflechten, daß die meisten europäischen Politiker unserer Tage, so gerne wir sie schelten, wirklich ihre Lehren gezogen haben.) Dort aber, wo die Lektion der Geschichte möglicherweise den gewöhnlichen Bildungshungrigen betrifft, beispielsweise bei der Wahl, da fällt es schwer, sie zu deuten: soll man die Sozialdemokraten nicht wählen, weil die Sozialdemokratie im Jahre 1933 versagt hat? Mir scheint, die Lehre, die man in dieser Hinsicht aus der Geschichte ziehen kann, beschränkt sich auf einige allgemeine moralische Maximen, etwa der Art *principiis obsta* oder *pacta sunt servanda* oder *Vertrauen ist gut. Kontrolle ist besser*. Ich weiß nicht, ob dazu vertiefte historische Kenntnisse erforderlich sind. Wir lernen vielleicht etwas aus der Geschichte, aber für unser Handeln ist es irrelevant.

Zum zweiten lehrt uns die Geschichte eigentlich, daß die Verantwortlichen für Mord und Totschlag in aller Regel nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern glorifiziert werden. Die ungeheuerlichen Verbrechen der Nazizeit sind, einige der Haupttäter ausgenommen, nicht bestraft worden. Zwar haben viele dafür bezahlt, aber nur wenige von den Verantwortlichen. Die halbe Million Tote, die Napoleon in Rußland hinterlassen hat, die zahllosen Krüppel, die Witwen und Waisen - sie haben seinem Ruhm nicht geschadet. Welche Lektion soll der Lernwillige daraus ziehen? Hoffentlich keine. Ich habe weiter oben Jacob

Burckhardts Bemerkung über Cromwell zitiert und darüber, was diesem, im Vergleich zu Napoleon, doch zur historischen Größe fehlt. Etwas weiter unten in den *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*, dort wo Burckhardt über Glück und Unglück in der Geschichte redet, findet sich eine ebenso rührende wie falsche Parenthese des großen Historikers (Burckhardt 1935, S. 253):

Als eminent unglücklich gelten natürlich alle Zeiten großer Zerstörung, indem man das Glücksgefühl des Siegers (und zwar mit Recht) nicht zu rechnen pfllegt.

Die größte Lektion der Geschichte ist, daß man das Glück des Siegers zählt.

5. Müllpilger

Le vent se lève! [...] Il faut tenter de vivre.
Valéry, Le cimetière marin.

Niemand wird mir die Lust an der Geschichte der Druckkunst vermiesen, oder an der Geschichte der Literatur oder an der Geschichte der Sprachwissenschaft. Sich Kenntnisse über das, was einmal war, anzueignen, ist oft schön und interessant und eine tiefe Freude für den, der's wissen will. Es ist so schön, wie an einem Sommerabend über den Cimetière du Montmartre zum Grab Heines zu schlendern und zu den andern Toten, die dort begraben liegen. Das aber, scheint mir, ist auch alles. Es hilft uns nicht oder allenfalls ausnahmsweise, die Gegenwart besser zu verstehen und in der Gegenwart besser zu handeln, und manchmal schadet es.

Summary

Heritage of History, Trash of the Past, or: How Important is it to Know what Others Did and Believed for what We Do and Believe?

The notion that we cannot understand the present without looking into the past seems to be a very natural one - in everyday thinking as well as in scientific research. Hermann Paul, for example, argued that language can well be studied from a purely synchronical point of view, but such an enterprise can never be scientific - it lacks any explanatory value. This view is no longer dominant in linguistics, it never was in disciplines such as physics or chemistry. But it is in other fields: historical knowledge about Shakespeare and his time seems indispensable if we want to understand Shakespeares text. Similarly, no one would deny that knowledge of political history of some country is indispensable if we want to understand its present political situation. In this paper, some arguments are given why exactly the opposite is no less often true: what we proudly accept as the heritage of history, is quite often the trash of the past: often beautiful to look at, often without any value, no less often Pandora's box.

Literatur

- Borsche, Tilman (1990): »Quid est? Quod accidunt? Notizen zur Bedeutung und Entstehung des Begriffs der grammatischen Akzidentien bei Donatus«, in: *hifi* 76, 1990, S. 13-28.
- Burckhardt, J. (1935): *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Stuttgart: Kröner.
- Dudengrammatik (1966): *Der große Duden, Bd. 4: Grammatik*, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Eissler, K. R. (1987): *Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775 - 1786*, München: dtv.
- Jacobus von Voragine (1984): *Legenda aurea*. Übersetzt von Richard Benz, Heidelberg: Lambert Schneider (10. Auflage).
- Lederman, L./Teresi, D. (1993): *Das schöpferische Teilchen*, München: C. Bertelsmann.
- Ossner, Jakob (1990): »Wortarten: Form- und Funktionsklassen«, in: *LiLi* 76, 1990, S. 94-117.
- Paul, H. (1886): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle, Niemeyer (2. Auflage).
- Priscianus (1496): *Opera*, Venedig: Bonetus Locatellus.
- Sasse, Hans-Jürgen (1993): »Syntactic Categories and Subcategories«, in: J.Jacobs/A. von Stechow/W. Sternefeld/T. Vennemann (Hgg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, Berlin/New York: de Gruyter, S.646-686.
- Saussure, F. de (1916): *Cours de linguistique générale*, Paris: Payot.
- Tuchman, B. (1985): *March of Folly. From Troy to Vietnam*, New York: Ballantine.